Zeitschrift: Helvetische Militärzeitschrift
Band: 1 (1834)
Heft: 10

Buchbesprechung

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

fiziersstellen leidet. Es ist übrigens billig, da öfters ein Bataillon im Feld viele Leute einbüßt, und das andere nichts, daß mit der Mitleidenschaft bei dem einen auch der Vortheil verbunden sei, die Mangelnden durch Bataillons-Angehörige ergänzen zu können. Dadurch wird zwar mancher Offizier von einer Compagnie in die andere versetzt, was wider das Princip der Regel Nro. 3. streitet, allein im Felde haben sich die Leute des nämlichen Bataillons bälder kennen gelernt, als im Frieden in einem Canton, wo sie oft des Jahrs einmal versammelt, sich zu sehen bekommen; und es hat deßhalb schon minder zu bedeuten. Es kann sich bei dem erwähnten Avancement in Friedenszeiten auch öfters ereignen, daß höher brevetirte, jedoch jedenfalls später in Dienst getretene, z. B. solche Offiziere, die gleich anfangs als Oberlieutenants bei dem ersten Auszüger-Bataillons angestellt werden, nicht so bald zu Hauptmannsstellen gelangen, als ältere niedern Ranges; allein dieses ist bei der Miliz, wo ohnedem vorzügliche Kenntnisse und Talente hervorgezogen werden müssen, unausweichlich und eigentlich um so weniger anstößig, als in unserer Republik weislich außer dem eidgenössischen oder Cantonal-Activdienst kein Sold bezogen wird, noch irgend Ehrengehalte (Pensions) zu erwarten sind *). Zudem haben jene vom fünften und sechsten Bataillon aus als Hauptleute oder Aidemajors beförderten Oberlieutenants frischerdings noch sechs Jahre unter den jüngern Bataillonen Nro. 1 bis 6 des Auszüger-Contingentes fortzudienen, während die andern Subaltern-Offiziere, die sich nicht mit ihrem sechsten Dienstjahr zu Oberlieutenants erschwungen haben, in die Landwehr übergehen, und dann dort angehalten werden können, doppelt so viel Zeit, als einfache Wehrmänner, nämlich zwölf Jahre, wovon dann sechs als Hauptleute, in diesem Dienste zu verbleiben; dergestalten, daß der Offizier jedenfalls, der mit dem Rekrutenbataillon Nro. 1 als solcher brevetirt worden wäre (eine Ausnahme fände der Unteroffizier, der während seinen Dienstjahren zum Offizier promovirt würde), im Ganzen 20 Jahre, die der Rekrutenperiode inbegriffen, dienstpflichtig bleibt.

Aus den Hauptleuten des sechsten Auszüger-Bataillons, als den ältesten, werden alljährlich auch die Stabsoffiziere der frischen Bataillone gewählt, und die allfällig mangelnden Majors und Oberstlieutenants der übrigen Bataillone ergänzt; doch kann zu der Wahl an solche Stellen, so wie zu dem Aidemajorsplatz kein Anciennetätsrecht Statt finden; diese Wahlen hängen von der Kantonsregierung ab.

Während der Fortsetzung eines Feldzugs, bei welchem alle Auszüger-Bataillone in Activität getreten sind, darf weder das Bataillon Nro. 6 noch ein anderes, wie gewöhnlich zur Friedenszeit, von einem Rekrutenbataillon abgelöst werden, es wäre dann, die Umstände ließen zu, daß es sonst entbehrt werden könnte, sondern jenes Bataillon sendet seine Rekruten-Transporte jedem Corps, das deren bedarf, zu, und ergänzt so geschwind als möglich dessen Verluste.

Wie hier der Entwurf zu einer Organisation der Miliz auf die Bevölkerung und das Mannschafts-Contingent des Cantons Luzern angewendet erscheint, könnte es auch mit mehr oder weniger Abänderungen nach Maßgabe der Bevölkerung, bestehe die Abweichung in dem periodischen Austritt aus dem Rekrutenstand, oder in der Anzahl der Bataillone, die in den Auszug und in die Reserve übergehen, längerer Dienstpflichtigkeit der Offiziere u. drgl., auf andere Kantone angewendet werden.

*) Hingegen dürfte die wichtige Frage entstehen: ob nicht auch in unserm Vaterlande ein eidgenössischer Verdienstorden errichtet werden sollte?

Considérations sur l'état militaire de la Suisse, par un officier de l'armée fédérale. Lucerne, Xav. Mayer. 1834.

(Fortsetzung.)

Artillerie. Der Verfasser möchte die Batterien wo möglich größer sehen, einmal aus ökonomischen Gründen, dann, weil im Fall der Detachirung von zwei Geschützen, die beiden andern sich nicht mehr gegenseitig gehörig unterstützen können, da das eine eine Haubitze ist, deren Schießgeschwindigkeit und Tragweite von der der Canone sehr abweichen. — Dieser letztere Umstand zeigt sich auch als ein Mangel, wenn die ganze Batterie beisammen ist, oder überhaupt, wenn in einem Ensemble Canonen und Haubitzen sich befinden. Wir glauben daher, daß am besten beiden Uebelständen damit abzuhelfen wäre, daß man die beiden Geschützarten ganz trennte, und aus jeder für sich Batterien formirte. Die Vortheile kleinerer Batterien sind bei Milizen, wo die Dienstgewandtheit der Offiziere nicht so groß seyn kann, als in stehenden Heeren, nicht zu übersehen; sie sind auch unserm Terrain angemessen.

Mit vollem Recht scheint uns der Verfasser die Sonderung, die zwischen den Artilleriecompagnien und dem Train statt findet, zu tadeln. Jede neue Bewaffnung kann so Individuen zusammenführen, die sich fremd sind, — und fremd bleibt sich auf diese Weise die verschiedene Mannschaft einer und derselben Waffe, die immer gleiches Schicksal, gleiche Gefahren theilt, und hundertmal in die Lage kommen kann, sich gegenseitig Dienste zu leisten. Wäre hier Vereinigung, was so natürlich ist, so würde damit auch weiter gewonnen, daß die Stelle des Offiziers vom Train wegfiele, die nun der eben überzählige Offizier bei der Batterie ohne weiteres ausfüllen könnte. Doppelt am Orte erscheint aber die Abschaffung dieser Stelle, wenn man bedenkt, wie oft der Fall seyn kann, daß der Train-Offizier, der immer unter dem Batteriecommandanten steht, einen höhern Ancien-

netät-Grad begleite, als dieser. Das Schädliche solcher Collisionen ist einleuchtend.

Cavallerie. Der Verfasser beschränkt sich darauf, die Nachtheile der gegenwärtigen allzukleinen Compagnien von 60 Pferden anzudeuten, und schlägt dieselben zu 100 Pferden vor, — im Wesen übereinstimmend mit dem, was bereits in dieser Zeitschrift an andern Orten geltend gemacht wurde, und worauf neuerdings auch die Versammlung der Cavallerie-Offiziere an der Kreuzstraße in ihrer Eingabe an die Ober-Militär-Behörde besonders aufmerksam gemacht hat. — Wenn aber der Verfasser am Anfang dieser Rubrik sagt: „Diese Waffe ist von einer so untergeordneten Bedeutung (importance si secondaire) in unserm Heere, daß ich mich hiebei nur auf eine einzige Bemerkung beschränken werde,“ so glauben wir, daß er mit diesem Ausdruck dem Gegenstand etwas zu nahe trat. Soll diese untergeordnete Bedeutung in der Unmöglichkeit liegen, bei den Einrichtungen unsers Landes, das Cavallerie-Wesen auf eine Höhe zu heben, wo es in ein richtiges Verhältniß mit den andern Waffen kommt, oder soll sie darin liegen, daß dieses richtige Verhältniß eben der Cavallerie eine solche ganz secundäre Rolle anweist? Zwar legt der Verfasser weiter unten der Cavallerie einigermaßen ein höheres Gewicht bei, als er hier gemeint zu haben scheint, allein wir glauben, es dürfte, wenn einmal im Allgemeinen von der Sache gesprochen wird, anerkannt werden, daß die Cavallerie, als Waffe, auf dem Schlachtfeld selber auftretend, für die heutigen Schweizer wohl so schwer zu entbehren seyn wird, als unsere Väter ihren Mangel schon im Alterthum fühlten und immer zu ersetzen suchten. Ja gewiß weit schwerer noch für uns, denn es ist zu bezweifeln, ob sich uns je eine so hochmüthige Cavallerie gegenüberstellen wird, die absitzt, wie die Ritter bei Sempach, und überhaupt weiß man jetzt die einzelnen Waffen ihrer Natur gemäß ganz anders anzuwenden, als in der Vorzeit. — Die Energie, mit der die Kreuzstraßer Versammlung gegen den Todesschlaf ankämpft, in den seither das eidgenössische Reitereiwesen versunken war, scheint uns gleichfalls dafür zu sprechen, daß sie mit den, für jetzt von ihr vorgeschlagenen Verbesserungen nur einen ersten Schritt machen will, dem, wo möglich, weitere nachfolgen sollen. — Manche scheinen der Meinung zu seyn, als sei Cavallerie nur in russischen Steppen, oder gar auf der asiatischen Hochebene allein brauchbar, um in Massen zu wirken. Wollten diese im Geschichtsbuch des Kriegs nur ein paar Blätter genau überlesen, so würden sie finden, daß mitten im Gebirgsland so entscheidender Gebrauch von der Cavallerie gemacht worden ist, als nur irgend im flachen oder niedern Lande, wenn auch nicht in demselben numerisch großen Maßstab, was nichts zur Sache thut. Ein, zwei Regimenter Cavallerie können auf Straßen, die durch Thäler sich ziehen, in Defileen von geringerer Unebenheit, wie sie auch im Gebirgsland so häufig sind, und von nur einiger Geräumigkeit und Ausdehnung, gegen einen bereits zum Weichen gebrachten Feind die größten Resultate herbeiführen, die oft auf jede andere Weise unerreichbar bleiben.

Kleidung. Der Verfasser stimmt für den Ueberrock; wir sind der Meinung, daß hierüber bald nur eine Stimme seyn wird. Mit dem Tschako, so wie derselbe jetzt getragen wird, ist er unzufrieden. Er will den Augenschirm, zum bessern Schutz gegen die Sonne, horizontaler, und eine ähnliche bewegliche Einrichtung am Hintertheil des Tschako, um den Nacken vor Regen ꝛc. zu verwahren. — Wir wünschten, daß diese Verbesserungen, namentlich die letztere, mit einer edleren Kopfbedeckung, als die durchaus unschöne des gegenwärtigen, russischen Tschako ist, verbunden werden möchte, nämlich mit dem Casquet, das auch der Herr Obrist Hoffmeyer in seinem Memoire über das Berner Militär-Reglement dringend empfiehlt. — Die vom Verfasser weiter vorgeschlagenen (von Herrn Hoffmeyer auch gerühmten) Luftlöcher ließen sich ebenso mit dem Casquet verbinden. Diese mit der antiken und mittelalterlichen Form sich wieder versöhnende Kopfbedeckung wäre so wohlfeil zu machen, als der Tschako, und wohl eben so leicht, als der Tschako — wenigstens seyn soll. Leicht wie Schlafmützen, wie etliche meinen, das erlaubte schon nicht, die militärische Kopfbedeckung stark genug zu machen. Eine nicht allzuleichte Kopfwehre ist sicher auch aus andern Gründen gut. Kostet es Anfangs einige Anstrengung und Abhärtung, sie zu tragen, so trägt sie sich nachher fermer, stärkt das Gleichgewicht, befestigt die Haltung des Mannes und befördert das unerläßliche Aplomb desselben in Reih und Glied. Hier sind wieder die Extreme zu vermeiden; aber man kann nicht umhin, gegen diejenigen, die von ihren Landsleuten sagen, sie seien nur an die leichte Mütze und an den Strohhut gewöhnt, das Bild unserer alten Landsleute vor die Phantasie zu führen, mit ihren eisernen Hauben und Helmen. Ueberhaupt wird der heutige Schweizer, wenn er sein Vaterland kräftig beschützen will, manches gewohnte Bequeme sich abgewöhnen müssen.

Aus gleichen Gründen können wir auch mit folgendem Passus dieser Rubrik nicht ganz übereinstimmen: „Der Schweizersoldat, der keine Märsche von Belang zu machen hat, und wenig daran gewöhnt ist, den Tornister zu tragen, soll so wenig als möglich belastet seyn.“ — Gewiß liegen Fälle durchaus nicht außer dem Kreis der Möglichkeiten, daß der Schweizersoldat in einem künftigen Kriege vielfach größere Märsche wird machen müssen, und um so mehr, als das Schweizerheer, oder Abtheilungen desselben, oft durch rasches Versetzen von einem Ort an den andern das Entbehren größerer numerischer Macht wird neutralisiren können. — Wenn nun in andern Armeen der Grundsatz gilt, den Soldaten im Frieden zur Uebung eher noch schwerer tragen zu lassen, als im Kriege, damit er, hart gewöhnt, dann sich erleichtert und frischer fühlt, so dürften wir wenigstens uns hüten, in das Gegentheil dieser spartanischen An-

ordnungen zu gerathen, da wir leicht dann in Fällen, wo der Soldat doch das Nöthige tragen, und weit oder länger tragen muß, in schwere Ungelegenheiten kommen könnten.

Von der Kleidung will der Verfasser, daß der Staat sie anschaffe. Der Grundsatz der billigen Vertheilung der Staatslasten zwischen Armen und Reichen bestimmt ihn. Dieser Grundsatz muß als wahrhaft republikanisch gelten, und es ist auffallend, daß er sich in unserer Republik zum Theil noch viel weniger einheimisch zu machen wußte, als in andern monarchischen Staaten. Daß ihn unsere Vorzeit nicht kannte, ist gewiß viel weniger ihre Tugend, als ihre Rohheit, ihre Uncultur; daß man sich ihn gefallen ließ, war gewiß auch vielmehr eine kurzsichtige Pietät, als ein reiner geläuterter Patriotismus.

Bewaffnung und Ausrüstung. Periodische und strenge Waffeninspectionen sollen sich, nach des Verfassers gründlicher Meinung, versichern, ob alle Infanterie-Gewehre in der ganzen Armee, wie sie aus den verschiedenen Fabriken kommen, genau von gleichen und vorgeschriebenen Dimensionen sind, weil es nur so im Felde möglich wird, jeden einzelnen Bestandtheil einer Waffe, der Noth gelitten hat, zu ersetzen, ohne welches in kurzer Zeit eine große Anzahl von Gewehren sich außer Gebrauch befände. — Ebenso wünscht der Verfasser, daß die in mehreren Cantonen eingeführte Maßregel, den Leuten, im Fall eines Aufgebots, frische Gewehre aus den Depots zu geben, an der Stelle ihrer eigenen, die nur zu den Uebungen gebraucht werden, allgemein eingeführt würde, da nur sie den guten Stand der Waffen garantirt.

Nach den günstig ausgefallenen Proben in Frankreich und Deutschland will er die Percussionsschlösser allmählig bei den Schweizertruppen eingeführt sehen. Bis jetzt scheint die allgemeine Stimme unter unsern Milizen gegen diese Neuerung zu seyn. Vielleicht läßt sich noch immer fast Gleiches dafür und dawider sagen. Referent muß indeß hier bemerken, daß er schon vor mehreren Jahren in einem Nachbarstaat Gelegenheit hatte, einen Versuch zu beobachten, wo in der Nacht, bei ziemlich rauher Witterung zwei gleich große Abtheilungen, wovon die eine mit Percussionsschlössern, die andere mit Steinschlössern versehen war, neben einander ein anhaltendes Rottenfeuer unterhielten, dessen Resultate die entschiedensten Vortheile an schnellem Feuer für die Percussionsgewehre ergaben. Dennoch hörte Referent seither nicht, daß sie bei jener Armee eingeführt worden wären. — Ernstlicher, längerer Gebrauch mit großen Massen, d. h. ein Krieg, wird hier zuletzt allein gültig entscheiden.

Die in der Broschüre empfohlene Abschaffung des Sabels für den gemeinen Infanteristen scheint uns zweckmäßig. Der Sabel wird diesem nie etwas helfen, er belästigt ihn bloß und kostet. Er hängt an ihm, wie ein altes Schuppenstück an einer Schlange, die sich neu gehäutet hat. Er ist eine bloße Reliquie des Alterthums.

Das Aufsetzen des Weidmessers als Bajonnet und das Percussionsschloß überläßt das Reglement dem Scharfschützen nach seinem guten Willen. Der Verfasser rügt dies billig. Der Nutzen beider Einrichtungen ist bei dieser Waffe evident. Ueberhaupt aber ist es etwas Unmilitärisches, ja Gefährliches, das, was bestimmt seyn soll, nicht bestimmt zu verlangen. Es soll da gar nichts geben, als was bestimmt ist. Denn nur aus der Bestimmtheit kommt Uebereinstimmung, und nur das Uniforme ist soldatisch.

Es ist natürlich, daß bei dieser Gelegenheit der Verfasser auch sich über das Differiren des Calibers der Stutzer aufläßt, das noch vielfach statt findet. Dieser Nachtheil ist so auffallend, daß wir hier gar nicht von ihm reden wollen. In der Broschüre ist er mit sprechenden Zügen herausgehoben. — Zur Vergleichung mit der unsern ist dabei der Stutzer der östreichischen Tyrolerscharfschützen beschrieben. Wir bemerken hier beiläufig, daß diese Beschreibung wesentlich mit dem neuern Berner Ordonnanz-Scharfschützen-Stutzer übereinkommt; sie zeigt nur noch den Vorzug vor diesem, daß der Tyroler Stutzer immer mit der gleichen Ladung schießt, was die Anwendung von Patronen — ein großer Vortheil — gestattet. — Wenn nun aber der Verfasser den Schluß zieht, daß der Stutzer der Tyroler Jäger ganz auf den den Kriegsbrauch eingerichtet ist, während im Allgemeinen der Stutzer der Schweizer Scharfschützen mehr auf das Scheibenschießen berechnet zu seyn scheint, so dünkt uns, daß ihm nicht widersprochen werden kann. Die Art und Weise der meisten Scharfschützenmusterungen beweist dies aber vielleicht mehr noch, als der Bau dieser Schießgewehre.

Im zweiten Punkt des ersten Abschnitts, der „von dem Verhältniß der Waffen unter sich“ handelt, sagt der Verfasser namentlich viel Sinnvolles. Die localen Eigenschaften des Landes und die Qualität der Truppen nimmt er als die leitenden Grund-Rücksichten für das numerische Verhältniß der Waffen unter einander an. Aber er will namentlich, daß man sich hiedurch nicht auf Extreme leiten lasse. Er geht hier gleich ins Angewandte über. Zuerst rühmt er den Werth der Scharfschützen mit lebhaften Worten: „Nichts desto weniger“, fährt er dann fort, „würde man in einen großen Irrthum verfallen, wenn man unsere Kräfte zu vermehren glaubte, wollte man so viele Scharfschützen ins Feld stellen, als unsere Schweiz deren liefern könnte; denn es ist weit gefehlt, daß alles Terrain der Anwendung dieser Waffe gleich günstig wäre. Stellet den Scharfschützen ungedeckt, so ist die zum guten Schuß so nothwendige Ruhe nicht mehr da, und dieser Stutzer, der sich langsam lade, wird in größerer Nähe nicht einmal den Dienst leisten, wie die einfache Mousquete des Infanteristen.“ Wenn aber der Verfasser nach diesem sagt, 4000 Scharfschützen erscheinen ihm hinlänglich im Vergleich mit der jetzigen Stärke aller andern Waffen, so dünkt uns doch, daß er viel zu wenig sagte. Schwer-

lich möchte ein Sechstel Scharfschützen auf die übrige Infanterie gerechnet zu viel seyn.

Umgekehrt glauben wir dann, daß er von der Cavallerie zu wenig fordere — oder hier freilich vielmehr von der Schweiz. Zwar bestreitet er diejenigen, die den alten Gemeinplatz, das „Gebirgsland" im Munde führen, und ein Etwas von schweizerischer Cavallerie im Grund wie ein Nichts ansehen und behandeln. Er glaubt, daß die Schweiz nicht so mit Felsen gespickt sei, daß nicht manches Terrain Vedetten erfordere, — daß man zu Recognoscirungen, Ordonnanzen, Escorten ꝛc. Cavallerie bedürfe. Aber er sagt dann auch: „Mit der Beschränkung unserer Hülfsmittel wäre die Forderung einer zum Kampf in der Linie bestimmten Cavallerie ohne Zweifel am unrechten Orte, denn eine gute Cavallerie verlangt eine fast ununterbrochene Uebung." Wir danken dem Verfasser, daß er hier ausspricht, was er weiter oben unbestimmt läßt: also unsere beschränkten Hülfsmittel sind es, die uns nicht mehr für die Reiterei zu thun erlauben, nicht andere Verhältnisse, die nicht mehr erfordern. Der Verfasser sagt mit keinem Wort dabei, welchen Nutzen oder welchen Schaden dieser gänzliche Mangel an Linien-Cavallerie für uns haben könnte. Angenommen nun, daß der Gebrauch von Divisions-Cavallerie (die Verbindung dieser Waffe in kleinern Massen mit der Infanterie und Artillerie) für uns von großem Nutzen wäre, der gänzliche Nichtgebrauch derselben in einem künftigen Kriege von großem Nachtheil, — was hindert uns, jenen zu erringen, diesen zu vermeiden? Unsere beschränkten Hülfsmittel? Wo liegt aber diese Beschränkung? Liegt sie in der eisernen Natur der Sache? Können wir nicht anders, weil der Lahme nicht gehen kann? Oder aber, weil der ans Sitzen, oder ans Fahren Gewöhnte nicht gehen will?! Wenn es aber Beispiele gibt, daß Lahme, gewaltig gefaßt von einem innern Entschluß, aufgerissen von einer mächtigen Seelenregung, auf einmal gehen konnten, weil sie wollten, so glauben wir, daß so etwas noch viel mehr mit Völkern möglich sei, die ein viel geistigeres Individuum sind, als ein einzelner Mensch. Die Resourcen eines Volkes sind unermeßlich — und freilich liegt aber oft das Wohl eines Volks einzig darin, daß man es zur Einsicht bringt, daß nur in der eigenen Anstrengung, die beschränkte Mittel zu erweitern, sein Heil liege. — Ein Kern stehender Cavallerie (eigentlich Cavallerie-Cadres) wird später jedenfalls für die Eidgenossenschaft unerläßlich werden, wenn sie wahrhafte Fortschritte militärischer Entwicklung macht, und in dieser Arbeit — sollte sie allzu langsam gehen — nicht, bevor die Früchte gereift sind, von dem hereinbrechenden Geschick gestört wird.

Die Artillerie betreffend, geht ein beachtenswerther Wink des Verfassers darauf, daß man sich auch hier nicht unbedacht in ein Zuviel einlasse. Große Parks Artillerie können besonders in schwierigem Terrain sehr geniren. Mit Menschenhänden ists da allein nicht gethan, das Zubehör ist das Bedeutendste und der Verfasser scheint nicht unrecht zu haben, wenn er die große Zahl der vorhandenen Artillerie-Compagnien nicht in gehörigem Verhältniß mit dem Reserve-Material glaubt. Wohl bedient, mit entsprechender Reserve, wird uns übrigens eine zahlreiche Artillerie treffliche Dienste leisten. Ihr Gebrauch wird schwieriger, kunstreicher in coupirtem Terrain, ist aber oft sicherer und folgereicher als im Flachland.

Die Infanterie theilt der Verfasser in leichte und Linieninfanterie. Er erinnert daran, daß das Tirailliren in den ersten Revolutionskriegen durch das Bedürfniß bei den Franzosen aufkam, deren junge Truppen den alten Manövristen aus Friedrichs II. Schule nicht Gleiches entgegensetzen konnten. Er hat Recht, das Tirailleursystem aus ähnlichen Gründen auch uns Schweizern zu empfehlen. Er findet, daß schon das Reglement von 1817 diese Tendenz hat, indem es die Stellung ganzer Jägerbataillone den Cantonen erlaubt, und eine zweite Tirailleurcompagnie beim Bataillone zu bilden empfiehlt. Er tadelt aber diese Formirung ganzer Jägerbataillone mit der Bemerkung: „Diese Bataillone können sich aber in einer Aufstellung befinden, wo sie genöthigt sind, in Linie zu bleiben, während man ihrer an einem andern Orte bedürfte." Wir stimmen ihm hier vollkommen bei, indem wir dies so verstehen: Jede größere Masse Fußvolk (Bataillons ꝛc.), die irgendwo in Collision mit dem Feind kommt, muß einen entsprechenden Kern beisammen behalten, der mit dem Bajonnet den ausgeschwärmten Theil zu unterstützen vermag. Also auch leichte Infanterie, sobald sie in größern selbstständigern Abtheilungen auftritt, hat die Seite der schweren, oder sogenannten Linieninfanterie an sich. Umgekehrt glauben wir nun aber auch, und der Verfasser stimmt nach obigem gleichfalls mit uns, daß die Linieninfanterie die Seite der leichten Infanterie an sich haben muß. Daher ist es wohl überhaupt richtiger, Linien- und leichte Infanterie nicht mehr nach größeren Corps zu trennen, sondern wie bereits in mehreren deutschen Staaten seit längerer Zeit geschieht, das leichtere (Tirailleurs) Element aus jedem Infanteriebataillon herauszubilden, wodurch sich dann aber auch von selber versteht, daß dieses Glied nur untrennbar von seinem Körper und beide in gegenseitiger Beziehung und Unterstützung bestehen können und sollen. Insofern weichen wir von der Ansicht des Verfassers ab, der in der weitern Entwicklung seiner Gedanken an der vorliegenden Stelle nur darum zwei Compagnien Tirailleurs bei dem Bataillon will, damit die eine zum Detachiren verwendet werden könne; ja, er statuirt, ohne ihn einzuschränken, den Fall, daß beide Tirailleur-Compagnien detachirt seien. Nach unserer Ueberzeugung aber bedarf immer ein Bataillon von zwölf Plotons seiner zwei Schützen-Compagnien, so lang es nicht selber in Unterabtheilungen zerfällt, die jedoch im Zusammenhang unter sich bleiben. Es kann keine Wirksamkeit der Tirailleurs

geben, ohne daß sie ihre eigene Reserve haben, die sie ablöse, und die auch die schweizerischen Reglements fordern. So ist eine Tirailleur-Compagnie immer die Reserve der andern, und weniger Mannschaft als eine Compagnie würde gewiß nicht genügen, um das vorzubereiten, was die Centrum-Compagnien eines Bataillons entscheiden sollen.

Der Punkt 3 behandelt die „Uebereinstimmung der numerischen Stärke der Armee mit den Bedürfnissen des Dienstes und den finanziellen Hülfsquellen der Schweiz.“ Wir wollen ihn seines Gehaltreichthums und seiner Kürze wegen vollständig hier mittheilen.

„Gegenwärtig besteht die eidgenössische Armee aus zwei Contingenten, die im Ganzen 67,416 Mann zählen; werden die organisirten Reserven, oder die es wenigstens seyn sollten, dazu gerechnet, so wird die Summe etwa auf 100,000 Mann anwachsen. Ein Jahr Activität dieser Armee verursachte der Schweiz eine Ausgabe von 36 Millionen Franken, und wenn man die Reserve abzieht, die als nur außerordentliche und momentweise Dienste leistend angesehen werden kann, immerhin noch eine Ausgabe von etwa 24 Millionen; in dieser Berechnung sind die Verluste an Pferden, Material, Munition, die Ausgaben für Befestigungswerke ꝛc. nicht mit inbegriffen. Eine solche Summe erscheint sehr bedeutend für ein Land, das kein regelmäßiges Abgabensystem hat, und nur einige Millionen in der Kriegskasse. — Nach dem Neutralitätssystem, der Grundlage unserer politischen Existenz, kann jeder Krieg, den die Schweiz zu bestehen hat, nur ein defensiver seyn. Man muß nicht vergessen, daß die Natur dieses Kriegs die Eigenschaft hat, den Kampf in die Länge zu ziehen, wenn eine Diversion von Aussen den Sturm nicht abwendet; auch muß man sich erinnern, daß die Maxime Mansfelds und Friedlands, „daß der Krieg den Krieg ernähren muß“ obgleich sie auch in unsern Tagen noch befolgt wird, nicht auf eine Armee angewendet werden kann, die innerhalb der Grenzen ihres Vaterlands sich schlägt. Man wird sich also an folgende Reflexionen halten müssen:

1) Je zahlreicher die Armee seyn wird, je mehr werden die engen Grenzen unserer gewöhnlichen Hülfsmittel die Instruktion oberflächlich machen.

2) Wenn in einem längern Kampfe die außerordentlichen Anstrengungen der Nation nicht hinreichen, die Armee im Felde zu erhalten, so wird der hohe Effectivstand nichts zur Erhöhung unserer Kraft beitragen.

3) Die Schlachten werden nicht durch die großen, sondern durch die guten Armeen gewonnen. Dieser Grundsatz des Marschalls von Sachsen war und ist der aller großen Feldherren.

Diese Reflexionen müssen uns überzeugen, daß der höchste Grad von Kraft, den wir erreichen können, in einem gleichen Verhältniß der Bajonnete und der Finanzen bestehen wird, was auch die Ziffer sei, die daraus hervorgehen mag. Napoleon hat die Kriegskunst in der Phrase zusammengefaßt, daß sie darin bestehe, auf dem strategischen Punkt mit überlegener Macht zu erscheinen. Ein geschickter General wird auf dem Boden der Schweiz schöne und häufige Gelegenheit finden, dieses Princip, trotz der geringen Anzahl, anzuwenden; die Verlegenheit eines mittelmäßigen Generals wird nur in dem Verhältniß wachsen, als er zahlreichere Massen führen soll. — Indeß will ich mit diesem Raisonnement nicht den Schluß machen, daß der gegenwärtigen Effectivstand unserer Armee zu hoch sei; um dies zu behaupten, müßte vorher erwiesen werden, daß die Zahl in Mißverhältniß mit den Hülfsquellen der Schweiz stehe. Im Gegentheil, ob mir gleich eine sichere Berechnungsbasis in dieser Hinsicht fehlt, bin ich geneigt zu glauben, daß man, würden alle jährlichen Kosten, die die Cantone und die eidgenössische Casse für den Militäretat bestreiten, zusammengezählt, zum Resultat gelangte, daß zur Haltung der gleichen Truppenzahl es sich weit weniger um eine Vermehrung der Ausgaben als um eine passendere Anwendung der für diesen Gegenstand bestimmten Fonds handelte. Ich füge endlich bei, daß es, im Fall der Unabwendbarkeit stärkerer Ausgaben, Pflicht jedes Bürgers seyn wird, zur Vertheidigung des Vaterlandes so gut mit seinem Vermögen, als mit seinem Arme beizutragen.“

Kaum bleibt uns hiebei etwas weiter zu sagen übrig, als Dank dafür, daß der Verfasser mit dem Voranstehenden ein Wort öffentlich aussprach, das kaum zeitgemäßer seyn konnte. Ein, man möchte fast sagen, charakteristischer Leichtsinn im schweizerischen Publikum geht über den pecuniären Punkt, wenn von Krieg die Rede wird, weg, und stellt mit großer Zahlenliebhaberei dagegen die größten Summen bewaffneter Landesvertheidiger so leicht auf, als wären es papierene Soldaten. Es ist sehr wichtig, daß sich der Schweizer mit dem Gedanken vertraut mache, daß man zu einem Kriege heutiges Tags fast noch vor Hand oder Fuß eines Mannes Geld braucht. Wir wollen das Wort nur einmal nennen. Napoleon nannte es dreimal. Mit hohem Recht, das in der Sache liegt, appellirt der Verfasser zum Schluß an die Vaterlandsliebe der reichen Schweizer: allein würdiger der Nation wäre es, eine edlere, mächtigere Kraft würde es verrathen, wenn die Nation, für den guten Willen des Privaten, eine gesetzliche, allgültige Gewißheit schaffte, daß es an den nöthigen Kriegsmitteln nie fehlte, d. h. daß der Schweizerstaat in seinen Institutionen die Kraft garantirt hätte, einen nahenden Kampf mit dem ernstesten Schicksal würdig und siegreich zu bestehen. Die Aufgelegtheit zu außerordentlichen Opfern macht nicht den guten Bürger aus; oft steckt sich Trägheit und Egoismus dahinter. Ordentlich, regelmäßig und immer dem Vaterland zu dienen, ist sein höherer, wenn gleich minder schimmernder Patriotenschmuck. Das wäre ein erhabener Fortschritt der Schweiz, wenn ihre Räthe sich wetteifernd dahin vereinigten, zur Begründung einer

concentrirten National- und Staatskraft, zur Begründung eines regelmäßigen, rechtsgleichen und wahrhaft humanen Abgabensystems den ersten Schritt mit einer Revision der alt hergebrachten Kriegssteuer-Einrichtung in der Weise zu legen, daß daraus die Grundlage eidgenössischer Heereskraft erwachse. Man sagt, der Schweizer habe das Geld lieb. Zu welcher Tugend steigerte sich diese Liebe, wenn er es um des Vaterlands willen liebte! Man will das Geld als etwas Geringes, ja Schmähliches betrachten, gegenüber den hohen Ideen von Vaterlandswohl, Nationalfreiheit ꝛc., aber man übersieht, daß das klein angewendet wirklich nur Kleine, groß angewendet groß wird.

Die Ansicht des Wesens eines Defensivkriegs, theilen wir mit dem Verfasser nicht ganz. Wir bitten die Sache rein militärisch zu nehmen, und so wird uns das Inland und das Ausland das, was wir sagen wollen, nicht falsch deuten. In der Defensive liegt durchaus nicht, daß die Schweiz, oder irgend ein anderer angegriffener, aufs äußerste bedrohter Staat, sich nur innerhalb ihrer Grenzen schlage. Defensive muß immer nur als anfängliches Verhältniß betrachtet werden. Ich vertheidige mich nur gut oder mit Erfolg, wenn ich unter der Hand, schneller oder langsamer, aus der Defensive heraustrete, also in die Offensive übergehe. Ja mein Bestreben muß einzig dahin gehen, wenn ich mich überhaupt vertheidigen will. Deßwegen ists nicht blos jener von Friedland finanziell ausgesprochene Grund, sondern liegt in der militärischen Natur der Sache, daß ich, auf meinem Boden angegriffen sehen, muß, den Kampf so bald als möglich auf den feindlichen Boden hinüberzuspielen. Der Gott des Kriegs ist der Heros par excellence. Schlage ich mich einmal mit Glück, schlage ich den mächtigen Feind in meinem Land, so werde ich, schon weil ich ihn schlage, ihn auch zu meinem Land hinausschlagen, und das siegreiche Heer, über das nüchterne Bürgerthum hinaufgehoben, wird auf der Grenze nicht den Paß vorzeigen, denn sie ist für dasselbe keine mehr, und wird drüben einen Frieden dictiren, wie es ihn hüben mehr oder minder immer nur annehmen muß. Auf dem Boden wird der Krieg entschieden. nicht in der Luft von wilden Heeren; ob auf meinem oder deinem Territorium, das eben bedingt den Sieg.

In Punkt 4 „von dem nöthigen Grad der Mobilität der Armee" erinnert der Verfasser daran, daß die Schweiz rings von Mächten umgeben ist, die stehende Heere in großen Massen sehr rasch an unsern Grenzen versammeln können. Darum müssen wir im Stande seyn, das Gleiche zu thun. Dies kann aber nur durch eine Organisation geschehen, die den unverweilten Zusammenzug der Armee im vollsten Kriegsstand erlaubt. — Mit den treffendsten Zügen schildert dann der Verfasser den Mangel dieser Eigenschaften bei der jeweiligen Einrichtung des schweizerischen Kriegswesens. Zuerst zeigt er auf die verschiedenen Cantonsphysiognomien, auf die übeln Gebräuche, die in manchen Cantonen hinsichtlich der Mobilisirung der einzelnen Bataillone und ihrer Vereinigung bestehen. Dann führt er die Artillerie und den Train an, bei denen es noch schlimmer aussieht, weil es an der Bespannung fehlt. Am wichtigsten aber erscheinen ihm die Gebrechen, an denen das Generalstabswesen leidet. „Nichts gleicht", ruft er aus, „dem schwerfälligen Gange, den man bei der Formirung der Stäbe folgt, und dieses Institut ist doch der Schlußstein jeder Versammlung von Militärmacht, weil die Leitung und das Ganze der Bewegungen von ihm ausgeht. Und nun! zu allererst muß die Tagsatzung sich über die Wahl eines Oberbefehlshabers und eines Chefs vom Generalquartiermeisterstab vereinigen; sind diese Wahlen notifizirt und angenommen, so muß der Obergeneral nach den Vorschlägen des Kriegsraths die Divisions-, die Brigade-Commandeurs ꝛc. wählen; an ihrem Ort sind wieder diese Chefs verbunden, ihre besondern Stäbe vorzuschlagen und zusammenzusetzen; endlich bedürfen diese unvorbereitet aufgerafften Offiziere Zeit, sich zu equipiren, denn die Mehrzahl ist es außer dem Dienste nicht; und wenn sie endlich ihre Bestimmung wieder gefunden haben, brauchen sie noch mehr Zeit, sich mit den Details und den Obliegenheiten ihrer neuen Function vertraut zu machen, die um so beschwerlicher sind, als kein Reglement die gewöhnlichen Dienstrapporte zwischen den Bureaux des Generalquartiermeisterstabs und denen der Divisions- und Brigadestäbe vorschreibt, und neue Formen bei jedem Aufgebot das Belieben des Chefs einführt. — Gestehen wir, daß ein sehr manierlicher Feind dazu gehörte, um anzunehmen, er werde uns die Zeit lassen, den schwerlichen Mechanismus dieser Maschine in Gang zu bringen, während er nicht so viel brauchte, um die ganze Schweiz in Tagmärschen zu durcheilen. Würde aber dieser Feind nur etwas ungeduldig, und handelte sichs darum, die Vorbereitungen zu beschleunigen, so würde eine vollständige Verwirrung kaum vermeidlich seyn. Wer das bezweifeln wollte, der frage nur die Administrativbeamten und die Offiziere des Generalquartiermeisterstabs, die bei den verschiedenen Aufgeboten der letzten Jahre in Dienstthätigkeit waren, welche Mühe sie jedesmal hatten, den Dienst in einen geordneten Gang zu bringen, und er wird erfahren, daß gegenüber einem Feind, der angriffsweise auftreten will, es noch weit schwieriger seyn wird, zerstreute Truppen in Armeecorps zu vereinigen; denn da fehlte es an der Muße, einer Menge Dinge prävenirend oder helfend zu begegnen, die sich im Frieden leicht und ohne merkliche Folgen wieder in Ordnung bringen lassen."

Auf dieses folgen nun in dem schätzbaren Werke, das vor uns liegt, die Capitel, die von der „Instruktion" und „Disciplin" handeln, consequent. Auf das Organische das Lebendige, und dies wieder natürlich geschieden nach seiner intellectuellen und moralischen Seite. Jener gehört die

Instruction an.

Der Verfasser weist im Eingang die Trennung

der Instruction im schweizerischen Heerwesen in eine centralisirte eidgenössische und in eine cantonale auf. Die gänzliche Ungleichheit und theilweise complete Mangelhaftigkeit der letztern ist bekannt. Sie ist, so wie sie ist, das vollkommene Widerspiel der erstern, die natürliche Feindin derselben: denn das Centralisirte ist ja eben das Durchdringen der Theile von einem gleichen Geiste in gleichen Formen. Was auch durch wackere Männer, deren edle Bestrebungen der Verfasser und Referent dankbar anerkennen, trotz der beschränkten Mittel für das eidgenössische Instruktionswesen gethan wurde, — haben hier falsche ökonomische Ansichten die Früchte nicht zur vollen Reife gelangen lassen; so verdorren sie vollends unter den Hemmnissen von dort her. Welche Sorgfalt man aber auch in der Schweiz auf den militärischen Unterricht verwenden wird, sagt der Verfasser weiter, so wird man doch die Stufe der Ausbildung nicht erreichen, auf der andere Heere Europas stehen. Am meisten Aehnlichkeit hat die schweizerische Kriegsverfassung noch mit der schwedischen und preußischen; allein jene beruht auf eigentlichen Militärcolonien und die preußische Landwehr geht aus der Wurzel eines stehenden Heeres hervor. Das wesentliche feste Element in beiden fehlt der Schweiz, und zu den geringern Ressourcen dieser kommt nun, daß die Anzahl ihrer Milizen verhältnißmäßig weit größer ist, als bei jenen Völkern. — Doch vermögen wir mit richtiger Verwendung der uns zunächst und immer bei der Hand liegenden Mittel schon unendlich mehr zu leisten, als bisher geschah. — In den stehenden Armeen draussen, wird (selber nach dem Zeugniß ihrer aufrichtigen und gebildeten Mitglieder) vieles getrieben, nur um den müßigen Soldaten zu beschäftigen. Dies ist offenbar an sich schon unnöthig, und indem wir uns bemühen, dieses Unnöthige zu vermeiden, entsprechen wir nicht nur der beschränkten Zeit, die auf den Unterricht der Milizen verwendet werden, kenne, sondern gewinnen auch positiv, weil der frische Geist im waffentragenden Volk nicht durch den erlahmenden Schlendrian kleinlich eitler Vielthuerei erstickt wird. Das Wesentliche der Soldatenschule, sagt der Verfasser, ist Marsch, Charge und Feuer; die weitern Bemühungen um ein sogenanntes Ensemble in den Bewegungen und das „Klipklap" hervorzubringen, halt der Verfasser mit Recht für zeitraubend, nnd überhaupt für unnütz und schädlich. In umgekehrtem Verhältniß aber verlangt er dann die Ausbildung des Unteroffiziers; er soll bis in der Bataillonsschule, was die Functionen der Führer betrifft, vollkommen zu Haus seyn. Eben so im innern, Platz- und Felddienst, wo ihm jedoch die Erwerbung der nöthigen Kenntnisse durch eine einfachere und gründlichere Fassung des Reglements sehr erleichtert werden könnte. Sehr wichtig und beachtenswerth dünkt uns, was der Verfasser über die Nothwendigkeit besonderer, alljährlicher Schulen für sämmtliche Unteroffiziere sagt, und da er einen nur theoretischen Unterricht, wie er ausdrücklich sagt, nicht darunter versteht, so können diese Schulen nichts anderes als Cadre-Lager seyn, denen natürlich die Offiziere auch beiwohnen müssen. — Von diesen letztern sagt fortfahrend dann der Verfasser:

„Die Kenntnisse, die man heutiges Tags fast in allen Armeen vom Offizier verlangt sind, sind viel weiter ausgedehnt. Wenn der Offizier im Felde auf der Höhe seines Berufs stehen will, wenn jede neue Stufe, auf die ihn die Aneciennetät erhebt, ihn nicht in eine ganz unbekannte Sphäre führen soll, so machen die drei Schulen nur einen sehr kleinen Theil von dem aus, was ihm zu wissen Noth thut. Da reicht die Praxis allein nicht hin; denn der Gewinn der eigenen Erfahrung, selbst bei einem Offizier, der lange gedient hat, und mehrere Campagnen mitmachte, wird sich immer auf einzelne Fälle beschränken, und nur das wissenschaftliche Studium wird durch alle Umstände hindurch einen sichern Führer abgeben. Um in dieser wichtigen Rücksicht vorwärts zu kommen, haben wir, wie ich glaube, nur einen Weg, er ist Anspornung des Triebs sich zu bilden, und Erleichterung der Mittel, sich bilden zu können. Dankbar muß anerkannt werden, daß dieser Weg schon in einigen Cantonen eingeschlagen worden ist, indem, diesen Zweck im Auge, die Stiftung von Offiziers-Vereinen begünstigt und Militärbibliotheken errichtet und zu ihrem Gebrauch gestellt wurden. — Aber wenn man sich mit der höhern militärischen Erziehung des Offiziers beschäftigt, ist nicht zu vergessen, daß sie auf einer gründlichen Elementar-Instruktion ruhen muß. Der Offizier, der beim Commando seiner Truppe herumtappt, stockt, sich verwickelt, ist nicht im Stande sie zu führen; er ist es um so weniger, je weniger noch die Soldaten in die Manöuvres eingeübt sind. Es läßt sich auch erkennen, daß der Grad von Achtung, die der Soldat für seinen Offizier hegt, sich größtentheils nach dem ächten Gewicht richtet, das dieser auf dem Uebungsplatz zu zeigen weiß, weil, namentlich da, das Verhalten des Obern vom Urtheil des Untergebenen erreicht werden kann *). — Eine praktische und jährlich wiederkehrende Schule der Offiziere ist demnach eben so nothwendig, als es gewiß ist, daß dieses Aplomb, diese Gewandtheit sich nur erwirbt und erhält durch Gewohnheit." (Schluß folgt.)

Miszellen.

Bemerkungen aus dem Tagebuch eines alten ehemaligen Schweizer Militärs.**)

Eine Armee, der es beim Ausbruch eines Kriegs an Demjenigen fehlt, was zu den Kriegs- und Mundbe-

*) Der Verfasser erinnert hier daran, daß im Jahr 1831 eine Stimme an der Tagsatzung sich gegen die Versammlung von Cadres aus dem Grunde erhob, „weil sie die Offiziere einer ärgerlichen Critik exponire, und weil dadurch im Moment der Gefahr das nöthige Vertrauen gestört werde;" die Naivetät dieser Motion stimmt zu ernsten Betrachtungen.

**) Bald hoffen wir aus derselben Feder interessante Mit-